

(Nachdruck verboten.)

48]

Die Mutter.

Roman von Magim Gor'ki. Deutsch von Adolf Geh.

Die Leute erschrafen heftig und verbrachten die ganze Nacht schlaflos, erwarteten jeden Augenblick, daß man bei ihnen anklopfen würde, konnten sich aber nicht entschließen, sie den Gendarmen auszuliefern, und am Morgen lachten sie mit ihr über die Polizei. Ein andermal fuhr sie als Nonne verkleidet in einem Waggon und auf einer Bank mit einem Spion, der sie aufzuspüren hatte. Er rühmte sich seiner Geschicklichkeit und erzählte ihr, wie er das anstelle. Er war sicher, daß sie mit diesem Zuge in einem Waggon zweiter Klasse fahre, stieg auf jeder Station aus und meinte dann, wenn er zurückkehrte:

„Nichts zu sehen . . . muß sich schlafen gelegt haben. Die Leute werden schließlich auch müde . . . führen ein schweres Leben, gerade wie wir.“

Die Mutter hörte ihrer Erzählung lachend zu. Hoch und hager schritt Sophie mit ihren hübschen und starken Füßen leicht und fest auf der Chaussee dahin. In ihrem Gang, ihren Worten, in ihrer wenn auch etwas dumpfen, so doch mutigen Stimme und in der ganzen Gestalt lag viel Gesundheit, fröhliche Unternehmungslust und Streben in die Weite. Ihre Augen sahen überall etwas, was ihr geradezu kindliche Freude machte.

„Da sehen Sie, die prächtige Tanne!“ rief Sophie, der Mutter einen Baum zeigend. Diese blieb stehen und blickte hin, die Tanne war nicht höher und nicht dichter wie die anderen.

„O ja, ein hübscher Baum!“ sagte sie lächelnd, und sah, wie der Wind in dem grauen Schläfenhaar ihrer Begleiterin spielte.

„Eine Lerche!“ Die grauen Augen Sophies brannten freundlich, und ihr Körper schwebte gleichsam von der Erde der Musik entgegen, die unsichtbar in der fernen, klaren Höhe erklang. Bisweilen bückte sie sich geschmeidig, pflückte eine Feldblume und streichelte mit ihren zarten, geschwinden Fingern leicht die zitternden Blumenblätter. Und sang dazu etwas Leises und Hübsches.

Sie begegneten und überholten Bauern zu Fuß und auf Wagen und riefen:

„Grüß Gott!“

Die Frühlingssonne brannte; weich schimmerte die blaue Himmelstiefe, zu beiden Seiten des Weges zog sich dunkler Nadelwald hin, die Felder grüntem, die Vögel sangen, ein deutlich zu spürender Harzgeruch streichelte warm und zärtlich die Wangen.

Alles das zog ihr Herz zu ihrer Begleiterin mit den hellen Augen und der hellen Seele, und die Mutter rückte ihr unwillkürlich näher und bemühte sich, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Manchmal kam aber in Sophies Worten etwas allzu Lautes, Scharfes zum Durchbruch, das der Mutter überflüssig erschien und in ihr den bangen Gedanken erweckte:

„Die wird Michailo nicht gefallen . . .“

Gleich darauf sprach Sophie aber wieder einfach, herzlich, und die Mutter blickte ihr freundlich in die Augen.

„Wie sind Sie noch jung!“ sagte sie feufzend.

„O, ich bin schon zweiunddreißig!“ rief Sophie.

Frau Blawow lächelte.

„Davon spreche ich nicht . . . Ihrem Gesicht nach kann man sie für älter halten. Sieht man aber in Ihre Augen, hört man Ihnen zu, so wundert man sich. Es kommt einem gerade so vor, als wenn Sie noch ein junges Mädchen wären. Das Leben, das Sie führen, ist unruhig, schwer und gefährlich, Ihr Herz aber — lacht.“

„Ich fühle nicht, daß es mir schwer wird und kann mir kein besseres, interessanteres Leben vorstellen . . . Ich werde Sie — Nilowna nennen; Pelagea — das steht Ihnen nicht.“

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen!“ sagte die Mutter nachdenklich. „Ganz wie Sie wollen . . . Ich sehe Sie immer an, höre Ihnen zu und denke nach . . . Mir macht es am meisten Vergnügen, wie Ihr alle den Weg zum menschlichen Herzen zu finden wißt. Vor Euch tut sich alles im Menschen

ohne Scheu und ohne Furcht auf . . . Ich denke von Euch allen — Ihr besiegt das Böse, Ihr kriegt es sicher unter!“

„Wir siegen, weil wir mit den Arbeitern gehen!“ sagte Sophie überzeugt und laut. „Unsere Arbeitskraft, unseren Glauben an den Sieg der Wahrheit nehmen wir vom Volk.“

„. . . In ihm sind alle Möglichkeiten enthalten, und mit ihm kann man alles erreichen! . . . Man muß nur seine Seele, die große Seele des Kindes wecken, das man nicht frei wachsen läßt . . .“

Ihre Rede erweckte im Herzen der Mutter ein vielseitiges Gefühl — sie fühlte Bedauern mit Sophie und hätte am liebsten andere, einfache Worte von ihr gehört . . .

„Wer belohnt Sie für Ihre Arbeit, für Ihr Mühen?“ fragte sie leise und traurig.

Sophie antwortete, wie der Mutter schien, mit Stolz: „Wir sind schon belohnt! . . . Wir haben ein Leben gefunden, das uns befriedigt, ein freies, das alle Geisteskräfte zur Entfaltung bringt. Was kann man sich mehr wünschen?“

Die Mutter blickte sie an und senkte den Kopf, dann dachte sie wieder:

„Michailo wird sie nicht gefallen . . .“

In vollen Zügen die süße Luft einatmend, gingen sie nicht schnell, aber doch mit ausgiebigen Schritten, und der Mutter war es, als wenn sie wallfahrte. Ihr fiel die Kindheit ein und die freudige Stimmung, in der sie einst zu dem wundervolligen Gottesbild nach einem fernen Kloster gepilgert war.

Bisweilen sang Sophie halblaut, aber hübsch neue Lieder vom Himmel, von der Liebe oder zitierte Verse über Felder, Wälder und über die Wolga. Die Mutter aber nickte unwillkürlich. In ihrer Brust war es warm, still und nachdenklich, gerade wie in einem kleinen, alten Garten an einem Sommerabend.

Am dritten Tage kamen sie in das Dorf an. Die Mutter fragte einen auf dem Felde arbeitenden Bauern, wo die Leese fabrik sei, und bald stiegen sie einen steilen Waldpfad, auf dem Baumwurzeln als Stufen lagen, zu einem kleinen, runden, mit Kohlen und Teer übergossenen und mit Holzspänen bedeckten Platz hinan.

„Da sind wir glücklich angekommen!“ sagte die Mutter, sich unruhig umblickend.

Neben einer Hütte aus Stangen und Zweigen saßen an einem Tisch aus drei ungehobelten Brettern, die auf eingerammten Böden lagen, Rybin, ganz schwarz, in einem auf der Brust aufgeknöpften Hemde, Zesim und noch zwei junge Burschen beim Mittagessen. Rybin bemerkte sie zuerst, legte die Hände an die Augen und wartete schweigend.

„Guten Tag, Bruder Michailo!“ rief die Mutter schon von weitem.

Er stand auf, trat ihnen gemächlich entgegen, blieb, als er sie erkannt hatte, stehen und streichelte seinen Bart mit der dunklen Hand.

„Wir sind auf der Wallfahrt!“ sagte die Mutter näher tretend. „Da dachte ich, solltest einmal vorsprechen, den Bruder hier besuchen. Das ist meine Freundin, die heißt Anna.“

Stolz über ihren Einsall schielte sie in Sophies ernstes, strenges Gesicht.

„Guten Tag!“ sagte Rybin finster, schüttelte ihr die Hand, verbeugte sich vor Sophie und fuhr fort: „Nüch nicht, bist hier nicht in der Stadt, hier wird kein Flunkern verlangt. Sind lauter guter Freunde . . .“

Zesim betrachtete vom Tische aus aufmerksam die Pilgerinnen und sagte etwas zu den anderen mit leiser, sum-mender Stimme. Als die Frauen an den Tisch herantraten, stand er auf und verbeugte sich schweigend vor ihnen. Seine Kollegen blieben unbeweglich sitzen, als bemerkten sie die Gäste nicht.

„Wir leben hier wie die Mönche,“ sagte Rybin, Frau Blawow leicht auf die Schulter klopfend. „Niemand kommt zu uns, der Herr ist nicht im Dorf, man hat seine Frau ins Krankenhaus gebracht, und ich bin hier so viel wie ein Ver-wolter . . . Setzt Euch . . . Was wohl etwas essen? Zesim, kannst Milch holen!“

Jesum ging langsam in die Küche, die Pilgerinnen nahmen ihre Rucksäcke vom Rücken. Einer von den Bauern, ein großer, hagerer Mensch, stand auf und half ihnen. Der andere, ein zottiger, stämmiger Bursche, hatte nachdenklich die Ellbogen auf den Tisch gestützt, blickte die Frauen an, frante sich den Kopf und sumpte leise ein Lied.

Der durchdringende Geruch frischen Birfentee's vereinigte sich mit dem beklemmenden Duft verfaulter Blätter und machte einem den Kopf schwindelig.

„Der heißt Jakob,“ sagte Rybin, auf den großen Burschen deutend. „Und der — Ignaty . . . Nun, was macht Dein Sohn?“

„Der ist im Gefängnis!“ sagte die Mutter seufzend.

(Fortsetzung folgt.)

Erzgebirgische Klöppelschulen.

Von Otto Kühle.

Der Spielwarenschneider und die Spizennäherin sind die typischen Repräsentanten der Hungerindustrie des sächsischen Erzgebirges. In den malerischen Dörfern und Städten, die in dem Schoße lieblicher Täler eingebettet liegen, herrscht bei den Kerkern der Armen in ihren fahlen Hütten, diesen Kerkern unerbittlicher Arbeitsqual, die „ewige Ausprägung der Sonne, der Dunkelarbeit nie endender sozialer Entbehrung“. Mit kunstgeübter Hand zaubert der Schneider aus rohem Holze die farbenbunte Weihnachts-herrlichkeit des Kinderspieltisches, in millionenfacher Wiederholung läßt der unermüdete Klöppelschlag unter den flinken Fingern der „Klöpplmäd“ die duftigsten und reizvollsten Spizen entstehen — jedoch das Brot, das beider Mühe lohnt, ist larm und tränennah, und in elenden Behausungen führen sie ein jammervolles Los.

Die kapitalistische Ausbeutung hat in der Heimindustrie einen der scheußlichsten Auswüchse erzeugt. Freilich, so scheußlich er als soziale Erscheinung ist, so hoch weiß ihn der Kapitalist als Profitquelle zu schätzen. Darum wachen sein Geschäftssinn und seine Ausbeutungsgier mit Eifer darüber, daß an dieser Methode der Mehrwertgewinnung nichts geändert wird, ja mehr noch, die Kapitalistenklasse und ihre Organe tragen geflissentlich dazu bei, die Ergiebigkeit der Ausbeutung auch auf dem Gebiete dieser Elends-industrien systematisch zu erhöhen. Ein Glied in der Kette der Maßnahmen, die diesem Zwecke dienen, sind die Schneider- und Klöppelschulen im sächsischen Erzgebirge; von den letzteren soll in nachstehendem des näheren die Rede sein.

Karl Marx macht in seinem „Kapital“ einmal die Bemerkung, daß die Erziehung der Zukunft in der Verbindung von produktiver Arbeit mit Unterricht und Gymnastik bestehen werde und daß die Erziehungsmethode nicht nur zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern auch als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen in Betracht kommen werde. Dieselbe — übrigens schon von Robert Owen vertretene — Ansicht spricht auch Engels aus, der sich daneben neben Marx und Owen zu demselben Erziehungsideal bekennt, das auch Goethe vorge-schwebt hat, als er seine „pädagogische Probing“ (Wilhelm Meisters Wanderjahre) schrieb, und mit dem sich viel früher schon die namhaftesten Pädagogen wie Comenius, Rousseau, Pestalozzi, Basedow, Salzmann, Fröbel u. a. in warmergeiziger Begeisterung und gedankenvoller Vertiefung beschäftigt haben.

Während aber all diese Bestrebungen und utopistischen Projekte die rein erzieherische Seite des Arbeitsunterrichts im Auge hatten, traten daneben noch pädagogische Erscheinungen zutage, die mehr auf sozialen und volkswirtschaftlichem Grunde beruhten und in den sogenannten Industrieschulen ihren Ausdruck fanden. Der Anstoß zu dieser Bewegung ging aus von dem böhmischen Pfarrer Kindermann, der 1773 in Kapitz bei Budweis eine Industrieschule einrichtete und dem durch die Regierung Maria Theresias bald Gelegenheit gegeben wurde, seine Reform über das ganze Königreich Böhmen auszudehnen. Nach wenig Jahren gab es in Böhmen über 200 Schulen, in denen Handarbeitsunterricht getrieben wurde. Natürlich waren die Schulen ausschließlich für die Kinder der ärmeren Klassen bestimmt; ihre Aufgabe bestand darin, die Kinder zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen und so „durch Verampfung des Müßigganges der Verarmung zu steuern.“ Zu diesem Hauptzweck gefellte sich ein Nebenzweck: in den Industrieschulen die Kinder durch Handarbeit etwas verdienen zu lassen.

Mit der Hervortretung dieses Zieles der „Erwerbschulen“ wie sie in Norddeutschland genannt wurden, wo der Pastor Wagemann in Göttingen für ihre Verbreitung sorgte, ging natürlich ihre Bedeutung für die Jugendberziehung verloren. Es war daher nicht gerade ein Unglück, daß die meisten von ihnen infolge des Mangels an Geldmitteln und Lehrkräften sowie infolge der Kriegsunruhen um die Wende des 18. Jahrhunderts wieder zugrunde gingen.

Nach dem Feuerjahre 1817 nahm jedoch das Industrieschulwesen einen neuen Aufschwung und gelangte zu ungeahnter Blüte. Die Erwerbsfähigkeit des Volkes sollte gehoben werden, die Industrie brauchte aufgeweckte Köpfe und flinke Hände. Durch planmäßige Erziehung der Jugend zur Arbeit hoffte man diese am besten und sichersten zu erhalten. Darum legten besonders die

kapitalistisch interessierten Kreise Gewicht auf die Begründung von Industrie- oder Erwerbschulen. Die Betonung des erzieherischen Charakters der Handarbeit im Sinne der Pädagogik Pestalozzis, Salzmanns, Werlits, Fröbels u. a. trat gänzlich zurück, es kam hier nur darauf an, den Kindern der ärmeren Bevölkerung gewisse, für ihr späteres Leben wichtige Fertigkeiten anzulernen und sie so für die Ausbeutung durch das Kapital zu möglichst ergiebigen Objekten und Werkzeugen heranzubilden. Striden, Spinnen, Weben, Wollkrepeln, Seiden- und Baumzucht usw. waren die Arbeits-zweige, in denen man die angehenden Proletarier für ihre künftige Bestimmung zurechtdrillte. Um diese Zeit entstanden — lediglich im kapitalistischen Interesse — auch die ersten Spizennäher-schulen im Erzgebirge.

Die älteste der heute bestehenden Klöppelschulen ist die in Schneeberg, die aus dem Jahre 1810 stammt. Sie zählt durchschnittlich 30 Schülerinnen, die von einer Lehrkraft unterrichtet werden. Ihr folgen dem Gründungsjahre nach die Klöppelschulen in Neustädtel (1814), Oberwiesenthal (1816), Pöhl (1817) und Rittersgrün I (1818) und II (1819). Die Schülerzahl kommt bei allen über 40 nicht hinaus. Die Arbeiten erstrecken sich im allgemeinen auf Torchon-, Guipure- und starkleinene Spizen, Taschentücher und Tellerdeckchen, in der Neustädter Schule fertigt man auch Idria-spizen, Kiffenecken und Kanteln.

Entweder ist nun nach 1819 in der Gründung von Klöppel-schulen eine längere Pause eingetreten, die bis 1836 angehalten hat, oder aber die in dieser Zeit begründeten Schulen sind wieder eingegangen — jedenfalls fällt bei keiner der heute existierenden erzgebirgischen Klöppelschulen das Gründungsjahr in die Zeit von 1819 bis 1836. Dagegen hat das letztgenannte Jahr gleich zwei Schulen entstehen sehen: Grünhain und Unterwiesenthal; auch 1838 und 1839 wurden je zwei Schulen ins Leben gerufen: Rothensirchen und Hundshübel, Grandorf und Zöbitz. 1846 erhielt Rittersgrün eine dritte Klöppelschule. In den 50er und 60er Jahren entstanden die Schulen in Oberschlema, Saywarzenberg, Bernsgrün, Aue, Elsterlein und Zschorlau. Die gefertigten Arbeiten sind in Aue und Zschorlau starkleinene Spizen in gedrehtem und geflochtenem Grunde, Torchon- und Guipure-Spizen, sowie Spizen-gegenstände verschiedener Art, in Elsterlein leonische Gold- und Silber-spizen.

In den 70er Jahren, als die Handarbeits- und Hausfleiß-bestrebungen infolge der lebhaften Agitation des dänischen Rittmeisters von Clauson Raas in Deutschland wieder kräftig in Fluß kamen, entstanden Klöppelschulen in Hammer-Unterwiesenthal und Planitz I und II, auch wurde 1878 die Spizennähermusterschule in Schneeberg gegründet. Sie dient dem Zwecke, versahnte und strebame Klöpplerinnen, die der Volksschule entwachsen sind, im Spizennähern und Spizennähen auszubilden, namentlich auch zur Herstellung besserer und neuerer Spizengattungen anzuleiten und sie dadurch zugleich zur Tätigkeit als Lehrerin an den Klöppel-schulen vorzubilden. Weiter will sie — und das ist der Kernpunkt — durch Heranbildung tüchtiger Arbeiterinnen und Verbreitung guter Muster auf die Hebung der Spizenindustrie hinwirken. Darin liegt die Dienstleistung der Schule für das Kapital, das aus der Spizenfabrikation Riesengewinne zieht, während die Klöppl-lerin arm und elend bleibt wie zuvor. In einer Zeit wie der gegenwärtigen, die auch in der Spizennäherlei eine gute Kon-junktur aufweist, kann eine tüchtige Klöpplerin, die außer der Zeit, die sie zur Besorgung ihrer einfachen Wirtschaft gebraucht, jede Minute bis spät nachts am Klöppelsack verbringt, wöchentlich 1,50 M. verdienen — man kann sich selbst berechnen, wie dürftig der Ertrag so mühevoller und kunstfertiger Arbeit in schlechten Zeiten ist.

Insgesamt weist Sachsen 29 Spizennäher-schulen (einschließlich der Musterschule) auf, von denen bisher nur drei nicht staatlich waren, wohl aber staatliche Zuschüsse zu ihrer Unterhaltung empfangen. In letzter Zeit sind sämtliche Klöppelschulen kommunale Institute geworden, die von staatswegen unterstützt werden; im laufenden Jahre beträgt die von der Regierung hierfür bewilligte Summe 12 232 M.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Klöppelschulen ihre Aufgabe, dem Erzgebirge die Spizennäherindustrie zu erhalten und sie zu höherer Vollkommenheit zu entwickeln, bis zu einem gewissen, durch die ökonomische Entwicklung bedingten Grade erfüllt haben. Auch mag durch sie die gewerbliche Ausbildung und Kunstgeschicklichkeit der Schülerinnen gefördert und die Einführung besserer Arbeitsmethoden und feinerer Spizengattungen bewirkt worden sein. Aber sie haben es nicht verhindern können, daß die Spizennäherlei immer mehr zu einer Hungerindustrie herabgesunken ist, die heute keinen, wenn auch noch so genügsamen Menschen mehr zu nähren vermag. Das braucht nicht gerade ein Vorwurf zu sein — ein Scheitern, der mehr gibt als er hat. Sie sollten ja auch weniger dem Arbeiter, als vielmehr dem Unternehmer nützen, und diese Aufgabe haben sie erfüllt.

Wie wird sich nun, da an ein Wiederaufleben der Spizen-industrie als Klöppelhandarbeit nicht zu denken ist, die weitere Entwicklung der Schulen gestalten? Sollen sie auch fernerehin ein so armseliges Dasein fristen wie seither? Dies wäre nicht nötig, wenn man den Entwicklungseifer, der in ihnen schlummert, im Sinne einer feineren und höheren Pädagogik zur Entfaltung bringen wollte, bergefakt nämlich, daß durch eine Verarmelung u. g der Klöppelschulen mit den Volksschulen das in unseren Schulsa-leider noch gänzlich fremde Prinzip der Erziehung durch Arbeit

wenigstens zum Teil zu seinem Rechte käme. In Norwegen, Finnland, Dänemark, Frankreich usw. besitzt man bereits Schulen, in denen z. B. die Knaben, während man sie mit Tischler-, Schlosser-, Drechler-, Buchbinder- und anderen Arbeiten beschäftigt, gleichzeitig — an der Hand dieser praktischen Arbeiten — in den Wissenschaften unterrichtet; in anderen Schulen erhalten die Mädchen ihre wissenschaftliche Ausbildung und Unterweisung in harmonischer Verbindung mit praktischen Hausarbeiten. So werden z. B. in Wärmeland in Schweden — um nur ein einziges Beispiel anzuführen — die Schülerinnen unterrichtet in häuslicher Oekonomie, Zubereitung der Speisen, Servieren, Waschen, Eintauschen, Haushaltungsbuchführung, Nahrungsmittelchemie, Gartenbau, Nähen, Musterzeichnen, Weben, Glanzplatten u. a., außerdem — und zwar eng verbunden mit jenen Fächern — in Schwedisch, Französisch, Bibellehre, Schönschreiben, Rechnen, Buchführung, Kindererziehung, Gesundheitslehre und Gesang. In ganz ähnlicher Weise könnten unsere Mädchenschulen ausgebaut werden; für das Erzgebirge ließe sich dabei neben dem Arbeitskreise der Kochschule der der Klöppelschule ganz vorzüglich in den Lehrplan mit einschließen und zu einem einheitlichen Ganzen verbinden. Aus einer bloßen Schule der Fingerfertigkeit, einer Dressuranstalt im Interesse des Ausbeutertums würde dann eine wahre, von hohen Gesichtspunkten geleitete und von hohen Idealen getragene Erziehungsschule werden.

In Amerika ist man eifrig am Werke, das gesamte öffentliche Erziehungswesen zu reformieren und auf der Grundlage der Selbsttätigkeit neu aufzubauen; in Deutschland hat man für die Sprößlinge der Bourgeoisie in den Landerziehungsheimen Institute geschaffen, die in beinahe idealer Weise die Arbeit als Basis und Mittel der Erziehung benutzen und damit einen bedeutungsvollen Schritt auf dem Wege zu jenem Ziele darstellen, das eingangs mit den Namen Marx, Owen, Goethe, Pestalozzi gekennzeichnet wurde. Für die Kinder des Volkes bemüht man sich in Preußen-Deutschland um keine Verbesserung und Vervollkommen der Erziehung. Sie lernen ABC, Moses und die Propheten, bekommen Deutschland über alles eingedrillt und kriechen freiwillig in das Joch der Anechtheit und Ausbeutung, das ihnen die Kapitalistenklasse vorkräftet. Und Bülow nennt das: In der Welt voran!

Kleines Feuilleton.

Er hatte keine Feinde. Der mächtige spanische Minister lag im Sterben . . .

In den Zeitungsredaktionen hatte man bereits angeordnet, die morgige Nummer mit dem Trauerband erscheinen zu lassen. Die Nekrologe waren zusammengestellt, gesetzt und standen bereit. In ihnen wurde von dem „unerlöschlichen Verlust Spaniens“, von der „rettenden Energie“ und der „unerschütterlichen Festigkeit“ dessen gesprochen, der bestimmt war, in wenigen Stunden „selig“ zu sein, dem während der ganzen Zeit seiner unumschränkten und unüberwachten Herrschaft die unwandelbare Gunst der schönen und barnberzigen, frommen und zarifühlenden Königin gehört hatte.

Der mächtige Minister, „das Schwert Spaniens“, wie ihn der Publizist genannt hatte, der bei Hofe zugelassen worden und in Anbetracht seiner Verdienste um das Vaterland eine Leibrente erhalten hatte, — der mächtige Minister lag im Sterben . . .

In dem großen, luxuriös ausgestatteten Schlafgemach herrschte Halb Dunkel. Die schweren Vorhänge waren herabgelassen. Nur durch einen von ihnen fiel ein dünnes Bündel Sonnenstrahlen, blitzend wie Gold und froh wie die Jugend, auf das an der gegenüberliegenden Wand hängende Bild.

Das war ein „Morgen am Meer“. An das felsige, von der aufgehenden Sonne beschienene Gestade stieß eine Fischerbarke. Auf dem Bord saßen gedankenvoll, eng umschlungen ein Mann und ein Weib und schauten in die endlose, vom flüchtigen Morgennebel entschleierte Ferne. Eine leichte Brise kräuselte kaum merkbar das Meer und wiegte das halb niedergebogene Segel. —

Zum Kopfende des Lagers beugte sich der alte Vater, dessen Gesicht einer mottengeschweiften Fuchsschnauze ähnelte, nieder, und flüsterte dem Sterbenden Worte des Trostes zu.

„Mein Sohn, es ist Zeit, an das Heil der Seele zu denken, Zeit, alles Irdische, alle Aergernisse und Freuden des kurzen Erdenlebens zu vergessen, Zeit, sich mit allen seinen Feinden auszuöhnen und ihnen ihre Schulden zu vergeben, die wissenschaftlichen wie die unwissenschaftlichen . . .“

Der Sterbende antwortete nicht, — die schwergewordenen, erdfarbenen Lider unmerklich hebend, schien er sich mit den umschleierten Augen in das sonnenbestrahlte Bild zu vertiefen, als sähe er es zum erstenmal.

Der Geistliche fing den Blick auf.

„Sieh, mein Sohn,“ sagte er, „wieviel Frieden und Ruhe selbst dies Bild irdischer, vergänglichlicher Natur atmet . . . Um wieviel herrlicher, wieviel wohltuender, sie erhabener aber ist der ewige Friede der Seele, den wir erwerben, wenn wir uns mit unseren Feinden, mit allen, die uns je gekränkt haben, ausöhnen?“

„Von welchen Feinden sprechen Sie?“ fragte der Minister kaum hörbar, aber dennoch hastig und schroff, das Gesicht plötzlich dem Vater zuwendend.

Der Geistliche zuckte zusammen.

„Ich habe keine Feinde,“ fügte der Minister noch schroffer hinzu: „Niemand!“

Und er blickte von neuem auf das Bild.

„Mein Sohn,“ sammelte der Vater, als er den Schreck einigermaßen verwunden hatte, „wir alle sind sündig, ein jeder von uns, selbst der Tugendhafteste, selbst der Beste hat Feinde.“

Der Minister machte eine unruhige Bewegung, seine Hände saßten und knüllten krampfhaft die Decke und das Gesicht wiederum dem Geistlichen zuwendend, war er sichtlich bemüht, etwas zu sagen. Der Vater beugte sich herab, die letzten Worte des Sterbenden zu vernehmen.

„Ich habe keine Feinde . . . keinen einzigen,“ hauchte das „Schwert Spaniens“. „Wohl habe ich welche gehabt . . . viele . . . aber alle habe ich hängen lassen . . .“

Und ein schwaches, triumphierendes Lächeln breitete sich über sein plötzlich starres Gesicht.

Der Vater beate hastig und verwirrt für den Entschlafenen . . .

(Von A. N. Woinow. Deutsch von W. P. Darsen.)

Ein Besuch auf Philä. Pierre Loti veröffentlicht im „Figaro“ die fesselnde Schilderung eines Besuches auf der Nilinsel Philä, deren Heiligtümer durch die Erhöhung des Nilbammes bei Assuan zum großen Teil bereits unter Wasser gesetzt worden sind und vielleicht von den Fluten bald ganz verschlungen sein werden. „Chelal ist der Name des Dorfes am Ufer des Nils, wo man in die Barke steigt, um nach Philä zu fahren. O Särden! Inmitten der düster grandiosen ägyptischen Landschaft blühen elektrische Lampen. Chelal hat einen Bahnhof, hat eine Fabrik mit riesigem Schornstein, der raucht, und ein Dutzend niedriger Spielunten, in denen Spirituosen verlaugt werden und ohne die augenscheinlich die europäische Zivilisation keinem Lande „geschenkt“ werden kann. Man steigt in ein Boot, das mit kleinen englischen Fächchen geschmückt ist wie bei einer Kuderregatta auf der Themse und unter dem eintönig schweren Gesang der nubischen Ruderer tauchen die Riemen gleichmäßig in die Flut. Es dunkelt schon, aber man sieht noch, denn der starr in Kupferbraun glühende Himmel strahlt eine kalte Helle aus. Wir sind mitten in einer großen tragischen Dekoration, auf einem See, umgeben von einer Art mächtigen Amphitheaters, das die Berge der Wüste von allen Seiten abschließen. Auf dem Grunde dieses mächtigen granitenen Zirkus hat sich einst der Nil dahingeschlängelt, überall neue Inseln bildend, deren junges Palmengrün mit den hohen Felsenmassen kontrastierte, die sich wie eine scharfe Mauer ringsherum erhoben. Heute ist dank der „Stauung“, die die Engländer erzeugt haben, das Wasser gestiegen und gestiegen, bis es ein kleines Meer gebildet hat, das den Lauf des Flusses zerstörte und die heiligen Inseln gefächigt zu verschlingen begann. Das Heiligtum der Isis, das seit Jahrtausenden dort thronte auf dem Gipfel eines Hügels, von Tempeln, Säulenhallen und Statuen umgeben, ragt noch zur Hälfte heraus aus der öden Wasserfläche, aber es steht allein und wird bald auch überschwemmt sein. Gespenstisch hebt es sich empor in dem beginnenden Dunkel der Nacht wie eine einsame Klippe im Meer. Die Tinten eines ägyptischen Sonnenunterganges im Winter erfüllen die Luft mit einem letzten metallischen Glanz; wie ein gemaltiger eherner Schild lastet die bronzene Himmelswölbung auf der dunkelnden Erde; ein eisiger Wind läßt uns mit seinen hastigen Stößen erschauern. Begleitet vom Singen der Ruderer gelangen wir mühselig über diesen künstlichen See, den ein englisches Stauwerk gleichsam in der Luft hält, unsichtbar in der Ferne, aber gehakt und aufregend — über diesen tempel-schänderischen See, möchte man sagen, da er in seinen Wellen zahlreiche unschätzbare Denkmäler begräbt: Tempel ägyptischer Götter, Kirchen der ersten christlichen Jahrhunderte, Stele, Inschriften und heilige Symbole. Wir nähern uns dem, was einst die heilige Insel war. Die Kronen einzelner Palmenbäume, deren lange Stämme heut unter Wasser stehen und langsam hinsinken, lassen die einst so liebliche Stätte ahnen, die nun zerstört und verschwunden ist. Bevor wir zum Heiligtum der Isis gelangen, berühren wir die „Wartehalle“ von Philä, jenen entzückenden Bau, der so berühmt geworden ist wie die Sphinx und die Pyramiden. Einst erhob er sich auf einem Fundament von hohen Felsen und die Dattelbäume umgrünten ihn lieblich. Heute ist der Unterbau dieses Tempelchens nicht mehr zu sehen; einsam heben sich die Säulen aus dem Wasser und man möchte das Ganze für eine phantastische Scheinonstruktion halten, entstanden aus irgendeiner königlichen Laune. Wir fahren hinein mit unserem Boot; ein felsamer Hafen ist's, der sich da aufstut in seiner antiken Pracht, ein Hafen voll unsäglich Melancholie, besonders in dieser blaß-kolten Stunde der letzten Abenddämmerung, und in diesem eisigen Windhauch, den uns unbarmherzig die nahen Wästen senden. Aber wie berechnungswürdig ist er auch so noch, dieser kleine Tempel von Philä. Mitten in der Verwirrung seines Unterganges, umwittert von dem nahenden Ende. Seine Säulen, auftauchend wie aus dem Nichts, scheinen biegsamer und zarter, reden ihre laubgeschmückten Kapitäle noch höher empor, wäherlich ein Tempel der Träume, von dem man fühlt, daß er wie eine lustige Spiegelung der Phantasie verschwinden wird in diesen Wässern. Von der „Wartehalle“ fahren wir zwischen Massen Palmenbäumen hin zu dem Heiligtum der Isis, auf demselben Wege, den in alter Zeit die Pilger zu Fuß beschritten und der sich noch heute aus der Wasser-öde machtholl heraushebt, von Säulenhallen und Statuen eingefast. Den Weg hat der See verschlungen und wir werden ihn

niemals wiedersehen; die langen Säulenreihen heben noch kaum die hohen Kapitale in die Höhe, die auch bald ertrinken werden, ein Weg der Vernichtung und des Vergessens in diesem verlassenen Venedig Aegyptens, das dem Untergange geweiht ist. . . . Wir sind am Tempel. Ueber unseren Häuptern ragen die hohen Pylonen auf, reich mit Gestalten im Basrelief geschmückt: eine riesige Isis, die den Arm vorwärts streckt, die uns in Zeichen zu geben scheint, und andere Gottheiten mit geheimnisvollen Gebärden. Das Tor, das sich öffnet in der Dunkelheit dieser Mauern, ist niedrig, überdies bis zur Hälfte von Wasser überflutet, und läßt im Halbschatten nur eine weite dunkle Tiefe ahnen. So werden wir in das Heiligtum hineingerudert. Und während unser Boot eindringt auf dem weiten Boden der heiligen Stätte, unterbrechen die Ruderer plötzlich ihren Gesang und überraschen uns mit dem grollen Ruf: „Hipp, hipp! Hurra!“, den sie zur Belustigung der englischen Touristen sich eingelernt haben. . . . Im Innern ist es noch dunkler, obwohl kein Dach ist und der Himmel hereinleuchtet. Eine Feuchtigkeitsumgibt uns, die uns erschauern läßt, und überall eindringt. Wir sind in dem nicht gedeckten Teil des Tempels, in dem die Gläubigen sich zum Gebet niederwarfen. Die granitnen Mauern lassen das Geräusch der Ruder dämpf wiederhallen, unheimlich leise rauscht und plätschert das Wasser. Es ist ein so seltsames Gefühl, zwischen diesen Mauern zu rudern und herumzufahren, in denen einst vor Jahrhunderten die Menschen in demütiger Verehrung die Stirn zu den Fliesen niederbeugten. . . . Seit vier Jahren schon schreitet die Zerstörung vorwärts und die Mauern haben jene traurige schwärzliche Färbung, wie man sie an den alten venezianischen Palästen sieht. Wir machen Halt. Dunkles Schweigen. Nur das Klagen des Windes, das Plätschern der Wellen, und ab und zu ein schwerer Fall, der endlos in dem Gemäuer widerhallt: irgendein Bildwerk, ein großer kostbar behauener Stein ist herabgestürzt in dieses schwarze Chaos, in dem allmählich all diese Schönheit verschwinden muß. Im Hintergrund der großen Halle führt eine kleine Tür nach dem Allerheiligsten, dem höchsten Teile des Tempels, dem einzigen, den das Wasser noch nicht erreicht hat und auf dem man noch trockenen Fußes stehen kann. Zimmer dichter senkt sich die Nacht, wir müssen den Mond erwarten. . . . Endlich gießt sich ein rosiges Licht über die Spitzen der Pylonen. Dann steigt er herauf, immer höher und höher, und entkühlt langsam die sverbende Schönheit dieser verlassenen Mauer. Wir sind nicht mehr allein. Eine ganze Welt von Gestalten wird wach im Mondschein, Götter und merkwürdige Phantome, groß und klein, die mit ausdrucksvollen Gebärden eine eindringliche Sprache sprechen. Jetzt erscheint die Kolossalstatue der Isis selbst, krachend tritt sie aus dem Dunkel heraus und das Licht rieselt über diese wunderbar gewaltige Gestalt . . .

Medizinisches.

Flüssige Luft gegen Hautkrankheiten. Zu den modernen, allerdings ziemlich zweischneidigen Waffen der Heilkunst, wie den Röntgen-Strahlen und dem Radium gesellt sich als nicht minder wichtiges Mittel vor noch unerforschter Tragweite die flüssige Luft. Ein knappes Jahrzehnt ist seit der ersten Herstellung flüssiger Luft vergangen, und es ist demnach nicht verwunderlich, daß die Versuche mit der Ausnutzung dieses Stoffes noch in den Anfängen stehen. Zunächst waren die Erwartungen gerade der Aerzte auf die Wertverwertung der flüssigen Luft äußerst hoch gespannt. Man glaubte sich zu der Hoffnung berechtigt, daß eine Flüssigkeit von so ungeheurer Kälte ein durchaus unfehlbares Mittel zur schnellen Tötung aller Arten von Bakterien sein würde. Diese Voraussetzung ist aber nur in geringem Maße in Erfüllung gegangen. Ein zweistündiger Aufenthalt in flüssiger Luft, also in einer Temperatur von nahezu 200 Grad unter dem Gefrierpunkt, tötet von Milzbrandbazillen mit Sicherheit nur die Hälfte, von Typhusbazillen drei Viertel, von Eiterbazillen gleichfalls nur die Hälfte und von Diphtheriebazillen 65 Prozent. Demnach hat sich die flüssige Luft als unfähig erwiesen, das Leben solcher Kleintwesen zu zerstören, und daraus erklärt sich, daß während der letzten Jahre eine gewisse Nutzlosigkeit unter den Forschern eintrat, von der flüssigen Luft Erfolge für die Heilkunde zu erwarten. Nun hat Dr. Whitehouse von der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung in einem eingehenden Vortrage nachgewiesen, daß bei Hautkrankheiten die flüssige Luft dennoch erhebliche Dienste zu leisten vermag. Für eine große Zahl von Leiden dieser Art wie Blutgeschwür, Karbunkel, Warzen, Abzesse und noch anderes gibt es freilich andere Mittel, die leichter anwendbar und entweder ebenso wirksam oder noch besser sind als flüssige Luft. Dagegen gibt Whitehouse dieser den Vorzug bei den verschiedenen Hautmalen, Geschwülsten der Blutgefäße, den verschiedenen Arten des Lupus und bei oberflächlichen Krebswucherungen (Epitheliom). Es kommt dabei sehr auf die Technik der Behandlung an, denn auch die flüssige Luft ist bekanntlich ein gefährlicher Stoff, der alle Körper, lebende und tote, aufs schärfste angreift. Jedenfalls hat aber die ärztliche Kunst bereits Mittel gefunden, die flüssige Luft so anzuwenden, daß eine Schädigung nicht zu befürchten steht und die Eigenschaften des Stoffes lediglich in nutzbringender Weise zur Wirkung gebracht werden. Whitehouse hat im ganzen 27 Fälle beschrieben, die er mit flüssiger Luft behandelt hat, darunter allein 15 von Hautkrebs, und seine Erfahrungen sind derartige gewesen,

daß er die bestimmte Hoffnung ausspricht, bei noch weiterer Vervollkommnung werde dies Verfahren eine segensvolle Entwicklung nehmen. In bezug auf den Krebs scheint die flüssige Luft wirksamer zu sein als gewöhnliche Aekmittel. Auch den Röntgen-Strahlen würde sie vorzuziehen sein, namentlich wenn die Technik der Behandlung noch weitere Vervollkommnungen erfahren haben wird. Röntgen-Strahlen heilen den Hautkrebs zuweilen, schützen aber nicht vor dessen Wiederkehr und sind gegen diese dann oft machtlos. Die bisherigen Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß nach Behandlung mit flüssiger Luft Nachwucherungen des Krebses seltener vorkommen und daß sie dann immer wieder derselben Behandlung zugänglich sind!

Humoristisches.

— **Unsere freihheitlichen Minister.** A.: Warum eiferst du dich über die preussischen Minister? Warum tränkst du sie ihrer Beschlüsse und Handlungen wegen?

B.: Weil sie konservativ sind!

A.: Wieso? Seit wann? Gehen sie nicht alle mit der Zeit?

— **Ein Vorschlag zur Güte.** „Die Unterhaltung des Friedenspalastes im Haag muß doch in Zukunft schwer Geld kosten?“ „Im, dafür sollt' halt immer ein Teil von de Kriegsentschädigungen abg'iefert wern!“

— **Standesunterschiede.** „Na, Stepple, wat is'n Dein Vater?“

„Hüttenbesitzer.“

„Armer Deibel! Meiner is Portier in'n vierstöckig Haus!“

— **„Noch so!“** Die Mama hat für heute abend ein neues, tief, tief ausgeschnittenes Wallkleid bekommen. Eben steht sie nochmals prüfend vor dem Spiegel. Da kommt eilig die kleine Dora gesprungen. Aber erschrocken bleibt sie unter der Tür stehen und stammelt: „Ach, Mama, eben ist schon der Wagen vorgefahren, und Du stehst noch so da!“ („Lustige Blätter.“)

— **Humor des Auslandes.** Ein Prediger, der den Trauschein für ein junges Paar ausstellen wollte, aber wegen des Datums nicht sicher war, fragte: „Dies ist der neunte, nicht wahr?“ — „Aber, Herr Pastor,“ versetzte die errötende Frau, „Sie haben doch alle meine Trauungen besorgt und sollten es eigentlich wissen, daß dies erst der dritte ist.“

„Als Herr Casey starb, hinterließ er alles, was er hatte, dem Waisenhanse.“ — Wirklich! Das war aber nett von ihm. Was hinterließ er denn?“ — „Seine zwölf Kinder.“

(„Lit Bits.“)

Notizen.

— **Der norwegische Komponist Ebbard Hagerup** ist am Mittwoch in seinem Geburtsort Bergen im Alter von 64 Jahren gestorben. Seine musikalische Bedeutung ist im wesentlichen eine nationale. U. a. schrieb er eine Musik zu Ibsens „Peer Gynt“. Eine Anzahl auch im Auslande bekannter Ton-schöpfungen des Verstorbenen sind in einem „Grieg-Album“ vereinigt.

— **„Die Waffen wieder!“**, Lustspiel von Venno Jacobson und Ludwig Brückner, und „G. m. b. H.“, eine Pantomimie von G. Ratsch, werden im Neuen Theater zur erstmaligen Aufführung gelangen.

— **Eine Volksoper in Petersburg.** In nächster Zeit wird sich in Petersburg eine Idee verwirklichen, die schon Rubinstein lange anstrebte: die Gründung einer Volksoper. Es hat sich eine Gruppe von Künstlern gebildet, die die Veranstaltung von möglichst sorgfältigen Aufführungen bei niedrigen Eintrittspreisen beabsichtigt; dabei soll zugleich jungen Sängern die Möglichkeit geboten werden, zum ersten Male vor dem Publikum zu erscheinen, ohne sich den harten Bedingungen mancher Agenturen unterwerfen zu müssen. Das Programm der ersten Spielzeit ist bereits zusammengestellt; es enthält eine Reihe von Werken, die bisher noch dem Petersburger Publikum unbekannt sind, darunter Opern von Korsakow und Saint-Saëns, ferner Richard Wagners „Fliegende Holländer“, die „Königin von Saba“ von Goldmark, den „Dämon“ und den „Hero“ von Rubinstein und den „Schwarzen Domino“ von Luber.

— **Eine Expedition zur Erforschung der Buschmänner.** Nach dem „Globe“ hat Dr. Rudolf Pösch aus Wien, bekannt durch seine anthropologischen Forschungen in Neu-guinea und auf Neumedenburg, von der Wiener Akademie der Wissenschaften den Auftrag erhalten, die Buschmannsstämme der Kalahari anthropologisch und ethnologisch zu studieren. Er geht, sich Ende Oktober nach Deutsch-Südwestafrika zu begeben und von Windhuk in die Kalahari zu reisen. Seine Zwecke dürften ihn auch nach Britisch-Südwestafrika führen, wo ebenfalls Buschmänner leben, wenn auch unter anderen Bedingungen als in der Kalahari. Die Dauer der Reise ist auf anderthalb Jahre veranschlagt.